

GEIST DER SCHWARZEN TAGE

Einem Freunde

Martin von Arndt

GEIST
DER SCHWARZEN TAGE

Ein Mysterienkrimi.

Mit Illustrationen
von
Ulrich Wagner



Peter Segler Verlag

Bücherversand:

Peter-Segler-Verlag, Box 13 40,

D-09583 Freiberg/Sachs.

Fon: 037328-147377

Fax: 037328-147377

E-Mail: team@segler-verlag.de

Online-Bookshop:

www.segler-verlag.de

(Für private Besteller erfolgt die Lieferung porto- und
verpackungskostenfrei!)

Copyright © 2005 by Peter-Segler-Verlag Freiberg.

Printed in Germany, 2005

Foto M.v.Arndt: Tim Koelln, Berlin

Illustrationen: Ulrich Wagner

Umschlaggestaltung: Aaron Lilienhoff

Druck/Bindung: Digital Print Group, Erlangen

Gesetzt aus Lucian BT (Bitstream Inc.)

ISBN 3-931445-99-2

Es gibt ein Mysterium des Fleisches
(Baudelaire).

Es gibt ein Mysterium des Geistes (Artaud).

Es gibt ein Mysterium der Seele (Rimbaud).

Heute gibt es keine Mysterien mehr. Man
muß sie erst
wiedererschaffen.

Die Schimären sind tot.
Aber noch nicht
ausgerottet.



PRÄLUDIUM.

Als ich über die Schwelle trat und zu Boden blickte, da ergoß sich Blut zu meinen Füßen, und weil es frisches Blut war, wußte ich, man hatte ihn getötet.

Doch weder in der Rue St. Lazare noch im Faubourg war das Echo seiner Schritte vernehmlich geworden. Ich durchmaß eiligen Schrittes die Bibliothek, das Kartenzimmer und die Menagerie, doch waren sie unbeleuchtet, und so mußte ich mich auf meine Intuition verlassen, die mir riet, Still-schweigen zu bewahren und auf ihn zu warten.

Irgendwann müßte er doch kommen.

Er war tot. Geschlachtet. So dachte ich.

In der Rue St. Lazare brannte noch Licht, also mußte er dort gewesen sein. Aber auch der Faubourg war hell erleuchtet, also konnte er dort gewesen sein. In der Bibliothek roch

es nach Anisschnaps. Ich erbrach. Zum
zweitenmal an diesem Abend, dachte ich und
ging ins Kartenzimmer.

Kein Licht.

Das Erste Nocturnum.

*Siquidem omnis impudentia atque culpa tenebrosa est
et mortuis pascitur sicut corvus.*

(S. Ambrosius)

Heute abend spielten sie die Symphonie funèbre et triomphale von Berlioz. Ich erinnere mich ihrer Uraufführung vor dutzenden von Jahren. Ein Publikum, in des Wortes wahrstem Sinne, trifft auf das Genie seiner Tage. Bei den wenigsten der zeitgenössischen Komponisten empfand ich je Hochstimmung, allesamt fehlt es ihnen an Wagemut, an Kraft und Ungebundenheit des Geistes. Berlioz allein: er vermag mit seinen Poemen Innerstes aufzuspüren. Er spricht nicht, er diktiert nicht, er raunt die Geheimnisse der Natur und Kunst und mischt sie, Natur und Kunst, in seiner Retorte. Symphonie funèbre et triomphale: musikalische Alchemie, Nigredo und Albedo, das Ertrinken im Bader der Schwärze, Weißung, Läuterung und Wiederauferstehung in drei kurzen Sätzen.

Doch diesmal roch es nach Fiasko, und der Abend sollte mir recht geben. Trotz sei-

nes Todes. Die Musik büßte jedwede Frische ein, kein Aufbau, kein Gefühl für Tempowechsel, diese eigenartige Leichenstarre des Tonapparates, Totenapparates, wie ein Requiem in einer dem Untergang geweihten flandrischen Kleinstadtkirche (Agnus Dei, und meine eigene Müdigkeit nimmt zu und immer mehr zu). Die lahmen Bläser vor das Standgericht, doch allen voran den Dirigenten erschossen! Armer Hector, du erlebst es nimmer, daß dein Werk verstanden wird. In Paris regiert der Pöbel, der künstlerische allzumal.

Nun, ich werde mich abschminken.

Alles war deplaziert heute abend. Trotz seines Todes deplaziert. Man könnte sagen, ich sei einen Schritt weiter, ich habe abgeschlossen, was viel zu lange schon angedauert. Aber noch bin ich nicht an einem Ende angelangt.

Ich werde mich abschminken.

Das Gefühl, einen Leib zu besitzen, Hände, die warten, sich mit Messern zu versehen, Beine, die achtenswerte Sprünge wagen, ein

Haupt, hinter dessen Stirn sich Gedanken regen, die noch zu keinem Menschenalter dort gehaust (mancher mag glauben: Gefühle auch – was, Gefühle?!). Meine Sehkraft ist wieder gewonnen, ich höre und middle das Gehörte eigenem Bewußtsein. Ich bin Fleisch, wieder Fleisch geworden! Ich nehme Besitz von dieser Ader und zerreiße ihre Berührung mit meinem Herzen.

Ich muß mich abschminken.

Ich spüre keine Schmerzen. Schmerzen liegen mir fern ... noch. Ich werde dahin gelangen, Schmerzen zu spüren, ich weiß es, doch wird mir die Zeit lang werden, fürchte ich. Welche Zeit ist mir geblieben? Alle Teufel, ich habe vergessen, was ‚Zeit‘ bedeutet ... Zeit, Zeit, Zeit, Zeit, Zeit, Zeit. Ich verstehe nicht, je öfter ich das Wort wiederhole. Zeit und Zukunft scheinen mir reine Einbildung. Zu sagen: ich werde mich abschminken, ist schierer Unsinn.

Ich schminke mich ab.

Doch halt, wozu abschminken? Ich muß mich betrachten, einen Spiegel! Ah, das Op-

fer war wohl gewählt, das Gesicht ist ebenmäßig, vielleicht sind die Augen ein wenig zu blank. Wenn er nur nicht soviel Blut verloren hätte ... ekelregend, dieser klebrige, nach alten Messern riechende Saft, widerwärtig wie ein schlechtes Buch (aber nein, nein, ein schlechtes Buch ist entschieden von größerem Übel, und ich verabscheue nichts so sehr wie die Schriften des Mittelmaßes, die heute verfaßt werden; die zeitgenössische Literatur kennt nur die eigene Begrenztheit; aber es ist gut zu wissen, daß niemand nachfolgt, man hüte sich davor, der Menge die Fersen zu weisen).

Ich sehe: Ich darf mich nicht abschminken.

Er hat zuviel Blut verloren, ein wenig Röthe auf den Wangen ist unerlässlich. Ich muß vorsichtig sein. Ich muß aufpassen. Ich muß mich in acht nehmen. Mein letzter Versuch scheiterte an der unnatürlichen Blässe: das Antlitz eines Toten zu tragen. Allein darf ich auch nicht heute mit gestern vermengen. Die Heutigen sind aufgeklärt, anmaßend und

dumm. Einst neigten sie meiner Art zu, deshalb war mein Begehren ohne Erfolg, heute wird es mir nicht widerfahren, schon meine Erfahrung ist den Menschen dieser Tage überlegen, wie sollte es mein Geist nicht sein.

Es schlägt zur vierten Stunde, es wird Zeit für meinen Gang. Wie er, der seit mehr denn dreißig Jahren nicht mehr geschlafen, Maldoror, der seit dem Tage seiner Geburt verabscheut, was Ruhen heißt, so werde auch ich nicht Opfer meiner bleiernen Augenlider. Ich muß hinaus in die Nacht, der Leib wird sich daran gewöhnen, er wird regiert von meinem Haß und regeneriert von meinem Geist. Er soll mein Balsam sein. Ich bin fortgeschritten. Ich habe es erreicht, nach jahrelangen Mühen. Er ist tot. Endlich tot. Ich halte seinen Leib mit einem Teil seines Leibes.

Nein.

Mit meinem Geist.

Der ewige Triumph des über Leib und Seele obsiegenden Geistes will ich sein. Ich bin die Macht. Hinaus in die Nacht.



Schon im Schauspielhaus machte er auf mich einen verstörten, nein, vielmehr verstörenden Eindruck. Etwas in ihm war im Begriff, sich zu lösen, etwas in ihm war im Begriff zu töten. Er kämpfte ohne Unterlaß.

Sein Gesicht hatte sich gewandelt, er lachte, lachte grundlos, und erstarrte, ebenso grundlos. Meine Furcht ließ mich ihm folgen, ihn bitten, ihn begleiten zu dürfen, doch sein Wille verbat es mir. Sein Wille? wie – ,sein' Wille? War's sein Wille? Was war an diesem Abend noch Wille an diesem Menschen? Also beschloß ich, ihm im geheimen zu folgen. Meine Kleidung war nicht dazu angetan, Heimliches zu leisten: schneeweiße Wäsche, wie hätte er mich nicht sehen sollen? Doch wie wenn er mir den Gefallen gewähren hätte wollen, mied er die lichten Wege und drückte sich entlang nachtschwarzer Gassen. Beunruhigend war nun aber auch das, denn sein gewöhnlicher Gang mußte ihn durch die Rue St. Lazare führen. Was bewog ihn...? Was auch immer: ich habe ihn verloren, und ich ahne: es ist wahr, aber in

einem höheren Sinne. Meine Schläfen durchpulst die Ahnung seines Todes. Ich sah ihn in einem Traumbild, in rotes Licht getaucht, vor seinem Spiegel und hin blicken durch das Glas. Blut floß ihm über die Wangen, rechts und links in die Schläfen hatte stumm sich etwas Weg gebahnt. Grenzenlos ist meine Angst, nichts hält mich im Schlafe, doch fürchte ich mich vor den nächtigen Straßen.

Gegen vier Uhr wußte ich, daß man ihn getötet hatte. Aber wer? Und aus welchem Grunde? Und wo? Die Nacht ist schwarz. Ohne Licht. Kein Licht.



Der Leib ist unbrauchbar, sein ständiges Zittern behindert meine geistige Aktivität. Die Passion des Fleisches. (Zum Totlachen!) Verflucht, was soll ich mit solch schwächlichem Etwas? Ein hübsches Gesicht ist nicht alles, auch benötige ich es nicht. Dorian Gray. (Ja, ich entsinne mich. Ein allerliebstes Buch. Allein: ich mag den Hedonismus nicht. Er setzt uns eine Kuh auf die Knie, und wir sollen sie dann anbeten und dabei recht vergnügt tun, lachen und zugleich vor Verzückung weinen). Dorian Gray, unfertig, unfähig. Ich bin der Triumph des Geistes, spiritus victor. Was aber soll er mir, dieser Triumph, war der Staub ohnedies zu schwach, sich mir dauerhaft zu widersetzen?! Ekelhaft, diese Menschenbrut.

Teufel auch ... alles an diesem Leibe ist Blut ... die Kleider sind durchtränkt, wer hat je so viel Eisensaft auf einmal einer Wunde entströmen sehen? Der Kälte wegen, durch das beständige Zittern fließt es unaufhörlich. Ich muß die Schwären an den Schläfen verdecken, das Blut wird niemanden beirren, al-

lein: die klaffenden Wunden ... Doch man soll mich nicht entdecken, wird mich nicht entdecken, kann mich nicht entdecken.

Man wird mich nicht entdecken, ich habe mich nicht abgeschminkt. Das Blut ist kaum zu sehen. Ich bin der Triumph des Geistes. Dies, Pelléas, ist mein Totentanz auf deiner Seele und deinem Leibe. Du liegst erschlagen, Pelléas. Dein Leib ist mir noch hinderlich, doch wird er sich mir angewöhnen. Oder nein: ich werde ihn mir unters Joch schirren. Ganz und gar. Diese Nacht muß ich frieren, doch sollen die kommenden Nächte mich wärmen mitsamt meinem Haß.

Und meinem Geist.



Als es zur fünften Stunde schlug, hielt es den jungen Mann nicht mehr im Haus. Schlaflosigkeit, die sich an seinem Hirn gemästet hatte und die nach schwerem Kampfe mit seiner Mattigkeit ihren Sieg behauptete, bereitete ihm wie seit Jahren stumpfen Schmerz. Der Gang rüttelte erneut die Schwärze der Nacht wach. Es tagte. Doch ohne Licht.

Er schlich durch ihm unbekannte Gassen, in Weiß gekleidet. Gefallenes Engeltier, nicht recht begreifend, daß die Sphärenharmonie es ausgespien hatte und nun umherirren ließ zur Zerstreung eines ewig müden Gottes. Er hatte Angst vor seiner Angst.

Nach einer Stunde langte er an am Hause des Freundes, doch es war, wie es die nachtschlafende Zeit gebot, in vollkommenes Schweigen und vollständige Dunkelheit gehüllt. Es tagte. Doch ohne Licht.

Der junge Mann beschloß, nun doch – bald nach sechs Uhr – Heim und Bett wieder aufzusuchen und zwei bis drei Stunden zu ruhen, notfalls länger, sollte es sein Opiumvorrat zulassen. Als er sich aber zu gehen an-

schickte, erblickte er, noch ferne, einen Schemen, der in übereiltem Gange nahte. Er trachtete, sich zu bergen, fand aber keinen geeigneten Winkel und ergab sich so dem Fremden. Der war niemand anderes als sein Gespieler Pelléas, und auch nicht. Unnötig, zu fliehen: der andere sah ihn nicht, nicht von weitem und nicht aus der Nähe. Vorüber an dem regungslosen Menschen hastete er dem Hauseingang zu, entfaltete den schweren, langen Mantel, zog daraus einen Schlüssel hervor, führte ein in das Türschloß, das mit dumpfem Ächzen antwortete, und stieß die Pforte heftig auf, heftig hinter sich zu. Schritte wurden nicht vernehmlich, das Haus blieb dunkel.

Der junge Mann erwachte aus seiner Starre, lauschte minutenlang und wandte sich endgültig zum Gehen. Man mußte ihn getötet. Pelléas war tot.

Gegen sieben Uhr fünfzehn betrat er die eigenen Häuslichkeiten wieder, entnahm einem Sekretär Feder und Papier, kritzelte einige Phrasen, öffnete eine weitere Lade, in der

er den Schlüssel zu seinen paradis artificiels fand, warf sich auf eine Chaiselongue und überantwortete sich dem Opium.

Draußen war es Tag geworden. Doch ohne Licht.